

Hermann Hesse, geboren am 2. Heumonat 1877, zum siebzigsten Geburtstag

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **3 (1947)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **22.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-420045>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sprachspiegel

Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Heu- und Augustmonat 1947

3. Jahrgang Nr. 7/8

31. Jahrgang der „Mitteilungen“

Hermann Hesse,

geboren am 2. Heumonat 1877,

zum siebzigsten Geburtstag

Des großen Dichters Hesse ist bei der Verleihung des Nobelpreises und an seinem Geburtstage würdig gedacht worden, und damit auch des edeln Menschen Hesse. Man hat auch den Deutschen Hesse gefeiert, den Schweizer gewordenen Schwaben, der die deutsche Geistesverwirrung nicht mitgemacht hat. Im Rahmen des Sprachvereins steht es uns an, den Sprachkünstler zu ehren. Als solcher ist er zwar schon im Dichter geehrt, und doch lohnt es sich, sein Verhältnis zur Sprache besonders zu betrachten. Seine Hochachtung vor den sprachlichen Pflichten eines Dichters lernen wir aus einer hübschen kleinen Erzählung „Tragisch“ (1936) auf die anmutigste Weise kennen: Ein ehrwürdiger alter Schriftsetzer, der in seiner Jugend selber einst einen Anlauf zum Dichtertum genommen, beklagt sich bei seinem Chefredakteur wieder einmal über die „Ungeheuerlichkeiten und Entartungen“ der heutigen Zeitungssprache bis hinunter zu Satzzeichen und Silbentrennung. Natürlich übertreibt der gute Mann in seinem Schmerz über sein geschändetes geliebtes Deutsch, aber seine Liebe zur Sprache hat etwas Rührendes, und wir fühlen trotz einer gewissen Ironie die Ehrfurcht heraus, mit der der Herr Chefredakteur und hinter ihm der Dichter Hermann Hesse diesen „Diener am Wort“ betrachtet. Wir können gerade in unserm „Sprachspiegel“ Hermann Hesse

nicht besser ehren als durch den Abdruck einiger Stellen aus dieser Erzählung:

Der Alte klagt: „Ich will ja längst nichts mehr darüber sagen, daß unsere Schriftsprache nur noch ein Bettlerjargon ist, verarmt und verlaust, daß alle schönen, reichen, seltenen hochkultivierten Formen verschwunden sind, daß ich seit Jahren in keinem Leitartikel mehr ein Futurum exactum, geschweige denn einen reichen, vollatmigen, edel gebauten, elastisch schreitenden Satz, eine gediegene, ihrer Struktur bewußte, schön ansteigende, anmutig abklingende Periode mehr angetroffen habe. Ich weiß, dies ist dahin. Aber die direkten Fehler, die stehengebliebenen krasen Flüchtigkeiten, die völlige Gleichgültigkeit auch den Grundregeln der grammatischen Logik gegenüber! Ach, Herr Doktor, da fängt man einen Satz, aus alter Gewohnheit, mit ‚Obschon‘ oder mit ‚Einerseits‘ an, und vergißt, nach kaum zwei Zeilen, die doch gewiß nicht komplizierten Verpflichtungen, die man sich mit diesem Satzanfang auferlegt hat, man unterschlägt den Nachsatz, biegt in eine andere Konstruktion ein, und es sind noch die Besten, die den Skandal wenigstens hinter einem Gedankenstrich zu verbergen, ihn durch die Kulisse einer kleinen Punktreihe abzudämpfen suchen . . .

Verehrter Herr, auch ein Seher dient im Tempel der Sprache, auch sein Handwerk gehört zum Dienst am Worte. Ich darf es Ihnen heute, wo ich ein alter Mann bin, gestehen: ich habe in Leitartikeln, in Feuilletons, in Parlamentsberichten, im Gerichtssaal, im Lokalen und in den Inseraten durch all die Jahre viele Tausende und Zehntausende von Sprachsünden stillschweigend verbessert, viele Tausende von schlecht gebauten Sätzen eingereinigt und auf die Füße gestellt. O welche Freude mir das machte! Wie schön war es, wenn aus dem hingeschleuderten Diktat eines überanstrengten Redakteurs, aus dem verstümmelten Zitat eines halbgebildeten Parlamentsredners, aus der deformierten, paralytischen Syntax eines Reporters mich, nach wenigen magischen Strichen und Eingriffen, die holde Sprache wieder mit unverstellten, gesunden Zügen ansah! Aber mit der Zeit wurde dies immer schwieriger, der Unterschied zwischen meiner und der modischen Schriftsprache immer größer, die Risse im Bau immer breiter. Ein Leitartikel, den ich vor zwanzig Jahren durch zehn, zwölf kleine Liebesdienste leidlich heilen konnte, würde heute hundert und tausend Korrekturen erfordern, um in meinem Sinne

leserlich zu werden. Es ging nicht mehr, immer häufiger mußte ich resignieren. Nun ja, Sie sehen, auch ich bin nicht völlig starr und reaktionär, auch ich lernte, leider, Konzessionen machen, dem großen Übel nicht mehr zu widerstreben.

Aber nun ist noch das andere da, das, was ich früher meinen ‚kleinen‘ Dienst nannte und was längst mein einziger geworden ist. Vergleichen Sie, Herr Doktor, einmal eine von mir gesetzte Spalte mit einer beliebigen andern Zeitung, so wird Ihnen der Unterschied in die Augen springen. Die heutigen Setzer, alle ohne Ausnahme, haben sich längst der Sprachverderbnis angepaßt, ja unterstützen und beschleunigen sie geradezu. Kaum einer weiß mehr, daß es ein zartes und inniges Gesetz gibt, nach welchem hier ein Komma, hier ein Doppelpunkt, hier ein Semikolon stehen muß. Und wie scheußlich, wie geradezu mörderisch werden, schon in den maschinengeschriebenen Manuskripten, und dann von den Setzern, jene Wörter behandelt, welche am Schluß einer Zeile stehen und das unverschuldete Unglück haben, zu lang zu sein und in zwei Teile zerlegt werden zu müssen. Es ist grauenvoll. In unserer eigenen Zeitung habe ich, mit den Jahren stets zunehmend, Hunderttausende von solchen armen Wörtern, erwürgten, falsch geteilten, zerfetzten und geschändeten Wörtern antreffen müssen: Umst-ände, Betra-chtungen, ja einmal gab es einen Schlup-fwinkel! Hier ist nun mein Feld, hier kann ich heute noch den täglichen Kampf kämpfen, im Kleinen das Gute tun. Und Sie wissen nicht, Sie ahnen nicht, Herr, wie schön das ist, wie gut, wie dankbar ein von der Folterbank erlöstes Wort, ein durch richtige Interpunktion gekläarter Satz den Setzer anblickt!"

Der Redakteur, obwohl er Johannes seit Jahrzehnten kannte, hatte ihn doch noch niemals so lebhaft und persönlich sprechen hören, und während er sich innerlich gegen das Narrische und Übertriebene dieser Rede wehrte und kalt machte, empfand er doch auch einen kleinen, geheimen Wert in diesem Bekenntnis. Auch entging ihm nicht, wie hoch immerhin bei einem Setzer eine so zarte Gewissenhaftigkeit und Arbeitsfreude zu schätzen sei.

Johannes hat noch etwas auf dem Herzen: „Es handelt sich wieder um ‚tragisch‘, Herr Doktor. Sie wissen ja, wir sprachen früher mehrmals darüber. Sie kennen ja die Ansitte der Berichterstatter, jeden Unglücks-

fall tragisch zu nennen, während doch tragisch - nun, ich muß mich kurz fassen, genug hiervon. Also jeder gestürzte Radfahrer, jedes am Herd verbrannte Kind, jeder Sturz eines Kirschenpflückers von der Leiter wird mit dem entweiheten Worte ‚tragisch‘ bezeichnet. Unserm frühern Reporter hatte ich es beinahe abgewöhnt, ich ließ ihm keine Ruhe, jede Woche war ich einmal bei ihm, und er war ein guter Mann, er lachte und gab häufig nach, möglicherweise verstand er sogar, wenigstens teilweise, um was es mir zu tun war. Aber nun der neue Herr Redakteur für die kleinen Nachrichten - ich will sonst nicht über ihn urteilen, aber ich übertreibe kaum, wenn ich sage: jedes überfahrene Huhn wird ihm zum willkommenen Anlaß, jenes heilige Wort zu mißbrauchen. Wenn Sie mir die Möglichkeit verschaffen könnten, mit ihm einmal ernstlich zu reden, ihn bitten, daß er mich wenigstens ein einziges Mal richtig anhört - "

Die Gelegenheit wird geschaffen. Aber der „äußerst brauchbare jüngere Mitarbeiter der Zeitung, der sich rasch vom Lokalberichterstatter zum Mitglied der Redaktion aufgeschwungen“ hat, fühlt kein Verständnis für solche Schrullen und weist dem alten Schwärmer die Türe. Im Sekretsaal trifft ihn dann der Schlag, und gerade dem jungen Mitarbeiter fällt die Aufgabe zu, in einer kleinen Notiz darüber zu berichten, denn vor dreißig oder vierzig Jahren war Johannes doch eine Art von Berühmtheit gewesen: „Er schrieb ‚Tragisches Ende eines Dichters‘ - dann fiel ihm ein, daß Johannes eine Idiosynkrasie* gegen das Wort ‚tragisch‘ gehabt habe, und immerhin hatte die seltsame Gestalt des Greises und sein plötzlicher Tod kurz nach ihrer Unterredung ihm so viel Eindruck gemacht, daß er sich verpflichtet fand, den Toten ein wenig zu ehren. In diesem Gefühl strich er die Überschrift seiner Notiz wieder durch, ersetzte sie durch die Worte ‚bedauerlicher Todesfall‘, fand plötzlich auch dies ungenügend und schal, wurde ärgerlich, nahm sich zusammen, und schrieb nun über seine Notiz endgültig die Worte ‚Einer von der alten Garde‘.“

Was der Sprachkünstler Hesse damit geleistet hat, ist eine Ehrenrettung des Sprachhandwerkers. Auch das kennzeichnet den Dichter und den Menschen und den Freund der deutschen Sprache, dem wir unsere besten Wünsche darbringen.

* Überempfindlichkeit gegen bestimmte Reize, krankhafte Abneigung. (St.)